Grünberger  Wochenblatt.

20. Jahrgang. №. 50.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 20. Juni 1844.

Gewerbliches.

Dem Tagebuche einer von einem preußischen Fabrikanten in Oesterreich gemachten Reise entlehnen wir folgende Auszüge:

Eine der bedeutendsten Fabrikstädte im Oesterreich'schen Kaiserreiche, Reichenberg in Böhmen, liegt unfern der Preußischen Grenze an der Neiße in einem schönen Thale, südlich vom Jeschkenberge, nördlich vom Isergebirge umlagert, mit 16,000 Einwohnern und vielen Kattun-, wichtiger noch vielen Tuchfabriken. Dieser letzteren zählt es allein zwischen 40—50, sämmtlich an der hier noch kleinen Neiße und deren Nebengräben gelegen und von diesen Wässern mit Betriebskraft versehen. Noch sollen 6—700 Tuchmachermeister, deren Zahl sich früher auf 11—1200 belaufen, hier beschäftigt sein, und nur die Minderzahl auf zwei Webestühlen, die Mehrzahl auf mehr solchen arbeiten, ein Guttheil von ihnen jedoch von den Fabriken beschäftigt werden. Dampfmaschinen finden sich, obwohl die Neiße mitunter eine sehr ungleiche, auch spärliche Betriebskraft liefert, wegen hoher Preise des Heizmaterials nur wenige in Reichenberg. Der Absatz hiesiger Tuche, deren wöchentlich ungefähr 1000 Stück, cca. 30 böhmische Ellen lang, fabrizirt werden, geschieht hauptsächlich im Inlande, demnächst nach der Schweiz und Italien; für die Levante hat Reichenberg sein früheres Renommée verscherzt. In den Färbereien ist hier wie in Görlitz dicht über den Feuerungen ein Wasser-Reservoir angebracht, das der abgehende Rauch umspühlt und das darin befindliche Wasser für die Kessel vorarbeitend erwärmt, eine höchst empfehlenswerthe Spar-Wirthschaft. In der Tuchmacherei herrscht, wie in allen österreichischen Handwerksbetrieben, das alte Zunftwesen in seiner krassesten Form mit Schau-Anstalt und Ausschließung aller anderen als Meistersöhnen; doch wird dasselbe immer unschädlicher, ja lächerlich durch den überall den Nichtzünftigen erlaubten Gewerbebetrieb auf Privilegium, wofür jährlich selbst von größeren Fabriken nur 40 Gulden Conv.-Münze gezahlt werden.

Als Tuchmanufacturstadt ersten Ranges stellt sich Reichenberg zur Seite Brünn in Mähren, mit 36,000 Einwohnern und einer ansehnlichen Zahl mit Dampf getriebener Tuchfabriken, welche hauptsächlich in Modezeugen aller Art arbeiten und darin denselben ersten Rang, wie Reichenberg in feinen Tuchen, behaupten. Es giebt hier eine Streichgarnspinnerei von nicht weniger als 21 Assortiments. In den Fabriken sieht man viele neue Maschinen, ob überall zweckmäßige, möchte zu bezweifeln sein, weil der in der Regel reiche österreichische Fabrikant sich für verpflichtet hält, alle neu erfundenen Maschinen seines Faches selbst zu versuchen, um gegen den Fortschritt der Zeit nicht zurück zu bleiben.

Einen Vergleich der Leistungen des östreichischen Gewerbsfleißes im Allgemeinen gegen die des preußischen stellt man am Sichersten in den Alles um-

fassenden Vorräthen und Kaufsläden Wiens an, sobald man mit dem, was Berlin auf gleiche Weise feil bietet, vertraut ist. Wir unseres Theiles fanden die Waarenpreise durchgehends, mitunter sogar ansehnlich höher, als bei uns, und nur wenige Artikel, als Handschuhe, Strohgeflechte, künstliche Blumen u. s. w. eine Ausnahme hiervon machend.

Die ganz freie Concurrenz aller Gewerbe in Preußen haucht dort einen andern Geist dem Gewerbfleiße ein, als die schützenden Privilegien, trotz der tüchtigsten und ausgezeichnetsten Nachhilfe der Regierung, hier zu bewirken vermocht haben. Freilich genießen die österreichischen Gewerbtreibenden ein weit ruhigeres, sorgenfreieres Leben, während in Preußen die Vortheile vollendeterer und billigerer Leistung für das Publikum durch fast ermattende Anstrengungen der Gewerbtreibenden, in Folge unbegrenzter Concurrenz, erkauft werden. Alles erwogen, möchte gegen das noch in voller Gährung begriffene freie Treiben in Preußen die Mehrheit der Meinungen den österreichischen Zuständen jetzt den Vorzug geben. Kommt jene Gährung, wie von der Zeit und einer weisen Gesetzgebung zu hoffen ist, zu gesunder Beruhigung der nach allen Seiten durch einander gearbeiteten und somit gekräftigten Elemente, dann möchten jedoch die österreichischen Zustände in traurigen Vergleich treten und, kämen sie jemals in freie Concurrenz mit den preußischen, die mannichfachsten Nachtheile bitter erfahren müssen.

Ein Brand auf den Prairien.

(Fortsetzung und Beschluß.)

So waren wir denn der ersten Gefahr entronnen, aber nun drohte eine zweite. Während des Aufenthalts, den die genannte Scene veranlaßt hatte, war der Brand mit Riesenschritten vorgedrungen. Die ganze Prairie stand vor uns in Flammen. Die Gluthen wälzten sich mit der Schnelligkeit des Windes auf uns zu. Wir sprangen rasch in die Sättel und unsere Pferde, die sich indeß etwas erholt hatten, sprengten in ihrem angebornen Instinkt den Büffeln nach.

Es war eine todesbange Flucht. Der Brand verfolgte uns Schritt für Schritt, seine verzehrende Gluth leckte uns schier an die Fersen. Wären wir nicht eben einer gleich großen Gefahr entgangen gewesen, so würde unser Muth nicht ausgereicht haben. Ich glaube fest, daß einige den Kampf aufgegeben und sich dem Schicksal freiwillig in die Arme geworfen hätten. Allein, wie die Sachen standen, hielt uns gerade der Gedanke an das Ueberstandene aufrecht und wir fühlten uns Alle bereit, dem Untergang jeden Augenblick unsres Daseins streitig zu machen. Auf und ab, über Höhen und Senkungen, ging es in so rasender Eile, daß wir kaum Athem schöpfen konnten. Allein der verfolgende Feind rückte immer näher und unabwendbarer heran, und die Pferde begannen wieder zu ermüden. Schon waren wir dem Nachtrab der Büffel nahe gekommen, als wir einen Theil der Kolonne plötzlich verschwinden sahen. Sie waren zu Tausenden in eine tiefe Schlucht geeilt. Es war ein Strahl der Hoffnung; dort waren wir gerettet. Aber die Schlucht war noch eine Meile entfernt und der Brand umgab uns schon mit seinem erstickenden Rauche.

Die Schlucht konnte unser Grab werden, allerdings, allein sie war auch das Einzige, was uns möglicher Weise retten konnte. Wir eilten darauf zu, so gut es ging. Die Seiten unserer Pferde bluteten von den wiederholten Angriffen unserer Sporen; endlich gelangten wir dort an. Keiner von uns konnte die Tiefe der Schlucht ermessen, allein es galt das Leben. Noch eine Anstrengung, und die Pferde stürzten den Büffeln nach, die in wüthender Hast hinabsprangen. Ich kann mich des eigentlichen Vorgangs nicht recht entsinnen, ein Sturz, und ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit meinem Pferde auf einem Haufen todter Büffel. Ich suchte zuerst meine Gefährten, auch sie waren nicht schwer verletzt, und selbst ihre Pferde schienen den Sturz überstanden zu haben. Mein zweiter Gedanke war, wie tief die Schlucht etwa sein mochte. Ich blickte auf und sah, daß ich mindestens 50 Fuß unter der Prairie lag. Wenn wir den Fall überlebt hatten, so hatten wir es blos den Büffeln zu danken, die zerschmettert und zerschlagen viele Fuß hoch über einander geschichtet lagen und unsern Sturz gebrochen hatten.

Wir erkannten bald, daß der größere Theil der flüchtigen Thiere etwas weiter unten die andere Wand der Schlucht an einer weniger abschüssigen Stelle erklettert hatte und es schien uns, als ob sich nur der Vortrab derselben getödtet und

die andern, wie wir, von den elastischen Körpern aufgefangen, ihren Weg unverletzt fortgesetzt hatten. Noch fühlten wir die Erde unter ihren Hufen zittern und schossen daraus, daß sie ihre Flucht in derselben Eile verfolgten und alle Gefahr noch nicht vorüber war. Der Wind blies mit Heftigkeit und jagte die Flammen an den Rand der Schlucht. Nicht lange, so hatte der Brand über eine schmale Stelle derselben gesetzt, und es begann nun auch auf dieser Seite die Zerstörung, die bereits jenseits alle Pflanzen und Kräuter vertilgt, alles Lebende verjagt und getödtet hatte.

Nach einer Weile, als wir sahen, daß der Brand nicht in unseren Zufluchtort dringen konnte, schöpften wir neuen Muth. Wir führten unsere Pferde über die todten Büffel an eine freie Stelle, wo wir alsbald ein Feuer anzündeten und die besten Stücke eines jungen Büffels brieten.

So blieben wir zwei Tage in der Schlucht, theils um die Prairien abkühlen zu lassen, theils um uns zu erholen und auch die Kräfte unserer Pferde wieder herzustellen. Am dritten Tage machten wir uns dann auf den Weg, und durchzogen eine Weile die Länge der Schlucht, die wir allenthalben mit todten Büffeln besä't fanden, bis wir am Fuße eines weniger steilen Abhanges ankamen und nach kurzem Klettern wieder auf der Prairie fußten. Eine unabsehbare Scene der Verwüstung lag vor uns. So weit das Auge reichte, eine endlose schwarze Fläche, gleichsam ein Bahrtuch, das auf der Erde lag. Wir konnten nur langsam vorwärts kommen, weil uns Gerippe und halbverbrannte Körper jeder Art bei jedem Schritte den Weg versperrten. So ritten wir endlich eine wellige Erhöhung des Bodens hinan, und als wir oben waren, sahen wir den linken Arm des Trinitätsflusses vor uns, der an dieser Stelle einen seichten, meilenbreiten See bildet. Wir ritten ohne Beschwerde durch die Furt und fanden an dem jenseitigen Ufer, wohin zwar das Feuer nicht hatte dringen können, daß alles Grüne jedoch von den Hufen der flüchtigen Thiere zerstampft war. Doch nahmen diese Zeichen der Zerstörung allmälig ab und als wir endlich eine ausgedehnte, frische Savanne erreichten, sahen wir eine bunte, nach den überstandenen Schrecknissen wahrhaft ergreifende Scene vor uns. Tausende und abermal Tausende von Thieren aller Art lagen in Gruppen und Heerden zerstreut auf dem Boden; die Einen leckten ihre abgehetzten Glieder, die Andern hoben, ohne aufzustehen, langsam den Kopf, um das Gras, das rings um sie wuchs, abzuweiden. Es war eine Scene aus dem Paradiese; Wölfe und Panther lagerten zwischen Antilopen und Hirschen, und Bären, Pferde und Büffel reihten sich, unfähig, die Glieder zu rühren, dicht neben einander. Wir kamen bei einem ungeheuren Jaguar vorbei, der einen jungen Büffel mit wilden Blicken aus einer Entfernung von zehn Schritten bewachte. Außer Stande, den Gegenstand seiner Gier zu erreichen, legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten, wie ein lauernder Hund, und stieß ein halb drohendes, halb klagendes Geheul aus.

Als wir später von den Pferden stiegen, um etwas auszuruhen, sah ich einen prächtigen Hirsch, der kaum mehr den Kopf heben konnte, um einige Grashalme abzufressen. Seine trockene Zunge hing aus dem Maule und ließ auf den quälenden Durst schließen, der ihn verzehrte. Von Mitleid bewegt, hielt ich ihm eine Handvoll Klee hin; er stierte mich mit seinen schönen großen Augen an. Darauf holte ich Wasser aus der Quelle und tränkte ihn. Diesmal leckte er meine Hand und versuchte mir zu folgen; allein er war noch zu matt.

In der folgenden Nacht fiel ein starker Regen, der die armen Thiere erfrischte. Am nächsten Morgen sahen wir die Hirsche und Antilopen nach allen Seiten irren und bald verrieth uns das nahe Geheul, daß auch ihre Feinde, die Panther und Wölfe, wieder auf den Bäumen waren. Die Büffel und Pferde hatten sich auch bereits in Heerden gesammelt, und nur einzelne Exemplare trieben sich noch in unserer Nähe herum, während die großen Massen in der Ferne lagerten.

Mehr Ernst als Scherz.

Jemand behauptete einstmals von den religiösen Auswüchsen, dem Indifferentismus und Pietismus, beide seien Krankheiten der Seele, die man, mit körperlichen Leiden verglichen, letzteren als Fettsucht, ersteren als Abzehrung des Glaubens bezeichnen könne. So wie ihre Namensschwestern seien auch sie in der Regel unheilbar, im Erfolge gleich und nur in äußerer Erscheinung verschieden. Der Pietist könne, gleich dem Fettsüchtigen, dem oberflächlichen Blicke bisweilen eine gesunde Er-

scheinung dünken, während man dem Indifferenten, dem Schwindsüchtigen, den Tod auf der Stirn ansehe. Die Unheilbarkeit jener Krankheiten empfehle als alleiniges Rettungsmittel vor ihnen „Verwahrung vor Ansteckung," was bei der gegenwärtig für beide Seelen-Epidemien so günstigen Atmosphäre allen Kirchen, Schulen, Kleinkinder-Bewahranstalten, Eltern u. s. w. nicht genug an's Herz gelegt werden könne.

Akrostichon.

Ohrenklingen — so geht die Sage —
Tönt, wenn unser denkt ein Freund;
Treue tönt mit sanfter Klage
In unser Ohr, wenn fern sie weint.
Laß daher, wenn diese Töne klingen,
In Erinnerung Dir bringen
Einen Freund, der's redlich meint.

—e—

Mannichfaltiges.

Im Journal von Rouen wird ein Doppelmord erzählt, der in der Nacht vom 23. auf den 24. April in Sainte-Marguerite sur-Dûclair begangen wurde. Die Eheleute Pocot, der Mann einundachtzig, die Frau zweiundsiebzig Jahre alt, hatten zu St. Marguerite ein Gasthaus und lebten in gutem Auskommen. Die braven Leute speisten und beherbergten die Armen umsonst, welche sich verspätet hatten und den benachbarten großen Wald nicht mehr zu durchgehen wagten: ihre Wohlthätigkeit war sprüchwörtlich. An jenem Abende kamen drei Männer in das Wirthshaus der Eheleute und verlangten einige Gläser Branntwein, die ihnen sogleich gebracht wurden. Hierauf sagten sie, daß sie hier zu Nacht essen und erst um 11 Uhr aufbrechen wollten. Nachdem sie genachtmalt, gaben sie um 11 Uhr der Frau ein Fünffrankenstück. „Das ist zu viel," sagte diese, „ich will Euch herausgeben." Sie ging um Kleingeld zu ihrem Schranke, der ungefähr 30 Franken enthalten mochte. Sogleich stürzten sich die drei Männer auf die arme Frau, warfen sie zu Boden und zogen ihr einen Strick um den Hals. Auf das Geschrei der Unglücklichen erwachte der Mann, der bereits schlief, und rang trotz seines hohen Alters muthig mit den Räubern; doch der Kampf war zu ungleich. Der Greis wurde mit Hammerschlägen zu Boden geworfen. Während dieses furchtbaren Kampfes hielt einer der Räuber die Frau. „Dein Geld her! Dein Geld her!" riefen alle; „wo nicht, tödten wir Dich, wie Deinen Mann." Sie lockerten den Strick am Halse etwas auf, damit sie athmen könne. Die Arme gab ihnen ihre Schlüssel und das Geld, das sie in der Hand hatte. „Das ist nicht alles!" riefen sie. — „Nein, aber mein Geld ist in einem Hofgebäude." — „Auf, führe uns dahin." — Bevor sie weggingen, steckten sie das Haus in Brand und warfen den Greis in die Lohe, wo ihn seine unglückliche Gattin noch eine Zeitlang sich vor Schmerz herumwälzen sah. Endlich mußte sie fort. Zwei der Räuber hielten die Enden des Strickes, den sie ihr um den Hals geschlungen, und zogen, so oft sie schreien wollte, die Schlinge fest zu, während sie der Dritte mit dem Hammer schlug. Dennoch verlor die Frau die Geistesgegenwart nicht, und führte die Räuber nicht nach dem Gebäude, wo sie in der That einige hundert Franken hatte, sondern nach dem Hause ihres Neffen, Romain Pecot. Vor demselben angelangt, schrie sie aus allen Kräften: „Zu Hilfe! man ermordet mich!" Mehr vermochte sie nicht zu schreien, denn die Räuber schnürten ihr den Hals zu und versetzten ihr einen gewaltigen Schlag auf den Kopf. Inzwischen war das Wohngebäude und die Stallungen sammt ihrem Inhalte, Geräthen und Vieh ein Raub der Flammen geworden. Durch den Schein der Flammen geweckt, lief Romain Pecot und ein Waldhüter herbei, und fanden die alte Frau leblos auf dem Boden liegen. Den verstümmelten Leichnam des Greises fand man ganz verkohlt unter den Trümmern. Dem Gerichtsarzte gelang es, die Frau wieder zum Bewußtsein zu bringen, so daß sie diese furchtbaren Einzelnheiten erzählen und die Mörder beschreiben konnte. Sie lebt noch; die Kopfwunden sind aber so tief, daß sie wohl schwerlich aufkommen wird.

Auflösung der Silbenräthsels in der vorigen Nummer:

Theekessel.

Druck und Verlag von W. Levysohn.